



ALS NEU-BERLINER AM  
WISSENSCHAFTSKOLLEG  
CHRISTOF RAPP

---

Geboren 1964. Abitur 1984 in Rottweil. Studium der Philosophie, Gräzistik, Wissenschaftstheorie und Logik an den Universitäten Tübingen und München. Promotion 1993 in München, 1993–2000 Wissenschaftlicher Assistent in Tübingen, Habilitation 2000, danach Gastprofessur in Berkeley, University of California, 2001 Heisenbergstipendiat der DFG bis zur Berufung an die Humboldt-Universität zu Berlin auf den Lehrstuhl für Philosophie der Antike und Gegenwart. Seit 2001 Erster Vorsitzender der *Gesellschaft für antike Philosophie* (GANPH) und Mitherausgeber der *Zeitschrift für philosophische Forschung*. Seit 2004 Direktor des Instituts für Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Publikationen: *Identität, Persistenz und Substantialität* (1995). *Aristoteles: Die Substanzbücher der Metaphysik* (1996). *Vorsokratiker* (1997). *Aristoteles zur Einführung* (2001). *Aristoteles, Rhetorik: Übersetzung, Einleitung und Kommentar* (2002). *Wörterbuch der antiken Philosophie* (2002). *Aristoteles, Topik: Übersetzung, Einleitung und Kommentar* (2004). Adresse: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Philosophie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin. E-Mail: RappC@philosophie.hu-berlin.de.

Ich kam ans Wissenschaftskolleg, um zusammen mit Christoph Horn wesentliche Teile einer Neuübersetzung und Kommentierung von Aristoteles' *Metaphysik* anzufertigen. Die Einladung erfolgte im Jahr 2001 etwa zur selben Zeit, zu der ich auch einen Ruf an die Humboldt-Universität zu Berlin erhielt. Weil das Wissenschaftskolleg grundsätzlich keine Berliner Professoren als Fellows ernennt, andererseits aber die geplante Kooperation nicht gefährdet werden sollte, fanden Wissenschaftskolleg und Humboldt-Universität ein Arrangement, bei dem ich als „Gast des Rektors“ eingeladen wurde und die Humboldt-

Universität mir mit einer großzügigen Reduktion der Lehrverpflichtungen entgegenkam, so dass ich für ein Jahr fast alle Vorzüge eines Wiko-Fellows genießen konnte.

Auf diese Weise kam ich jeden Morgen aus Reinickendorf, wo ich seit zwei Jahren mit meiner Familie wohne, in den Grunewald und konnte eingehend den Kontrast zwischen der Provinzialität des Berliner Nordens und der Internationalität des Wiko-Alltags studieren. Noch beeindruckender waren die „Dreieckstage“, an denen ich im Laufe des Tages für Seminare und Sitzungen zur Humboldt-Universität nach Mitte weiterreiste: Überfüllte Sprechstunden und gestresste Kollegen führten mir dort regelmäßig vor Augen, was für ein schätzenswertes Gut die freie Forschungszeit ist, wie sie einem am Wiko gewährt wird.

Das Doppelleben als Berliner am Wiko hatte Vor- und Nachteile: Aus wissenschaftlicher Sicht kam mir vor allem entgegen, dass ich auch am Wiko auf die Unterstützung durch meine Mitarbeiter und Doktoranden nicht verzichten musste; von der ersten Woche an legten wir ihnen unsere neuen Übersetzungen vor, die dann in gemeinsamen Sitzungen diskutiert und dabei oft auch zerpfückt wurden. Viele wichtige Einsichten meinerseits waren erst das Ergebnis dieser Sitzungen. Eine solche Arbeitsatmosphäre setzt selbstverständlich eine beträchtliche Spezialisierung der Teilnehmer und eine eingespielte Diskussionskultur voraus, weswegen ich an anderen Orten nicht so leicht einen adäquaten Ersatz für diese Instanz gefunden hätte. Natürlich hatte diese Konstellation auch Nachteile; wenn man am Ort bleibt, regelmäßig Seminare gibt und sein Büro aufsucht, bedarf es einer guten Portion Skrupellosigkeit, um sich wirklich von allen Verpflichtungen frei zu halten: hier mal eine Prüfung, da mal eine Sitzung, dann wieder eine Abstimmung, bei der eine Stimme zum Quorum fehlt, usw.; in der Regel funktionierte das ganz gut, auch wenn ich dadurch längst nicht alle Veranstaltungen am Wiko besuchen konnte. Erst in den letzten zwei bis drei Wochen des Arbeitsjahres, als zum Üblichen auch noch Gutachtertermine, die Begehung eines Sonderforschungsbereiches, die Durchführung einer Tagung und anderes hinzukam, hatte ich das Gefühl, endgültig von meinen Berliner Verpflichtungen eingeholt worden zu sein.

Bringt man Vertreter beliebiger Fächer zusammen, um über beliebige Themen zu reden, heißt das „interdisziplinärer Diskurs“. Das Interdisziplinäre ist anregend, innovativ, aufgeschlossen und daher besonders förderungswürdig; seit der Studienstiftungszeit und ihrer verordneten Interdisziplinarität hege ich starke Zweifel an dieser Einschätzung des Interdisziplinären, denn wer kennt nicht die interdisziplinären Runden, in denen man sich entweder systematisch missversteht oder ins Allgemein-Belanglose abgleitet? Nach dem

Wiko-Jahr sehe ich das differenzierter. 1. Auch die Beteiligung am interdisziplinären Gespräch erfordert eine besondere Kompetenz; ob man selbst von einem solchen Dialog profitiert oder zu ihm beiträgt, hängt auch von dieser Kompetenz ab. Am Wiko hat man die Gelegenheit, sie zu vertiefen oder zu erwerben. 2. Die Darstellung von Forschungsergebnissen vor fachfremden Kollegen stellt nicht nur eine Übung in Präsentationstechniken dar, sondern kann auch dazu beitragen, die Gedanken selbst zu klären. Nach dem Wiko-Jahr sehe ich zumindest meine Arbeitsweise in einem anderen Licht. 3. Das Gelingen der interdisziplinären Verständigung setzt in jedem Fall Teilnehmer voraus, die souverän genug sind, um von den Denkgewohnheiten des eigenen Fachs abzusehen und sich die Fragestellungen anderer Fächer zu Eigen zu machen. Dass man am Wissenschaftskolleg zahlreichen Fellows begegnen kann, die diese Voraussetzung erfüllen, war für mich die große Überraschung. 4. Trotz dieser günstigen Ausgangssituation sind die Diskussionen im Dienstagskolloquium nicht immer dazu geeignet, Vorbehalte gegenüber interdisziplinären Diskussionen zu entkräften. Das Spektrum an möglichen Sprechhandlungen ist weiter als ich es von philosophischen Fachdiskursen kenne; es geht nicht nur darum, die Aussagen des Vortrags zu prüfen und zu kritisieren, man kann sich auch aufregen, ent-rüsten, Episoden aus dem Leben erzählen, Beispiele seines enzyklopädischen Wissens geben usw. Dennoch ist das Dienstagskolloquium sicherlich eine notwendige Übung, wenn man über das Niveau der Tischgespräche hinauskommen möchte. Nur sollte man dieses Forum dem akademischen Diskurs im engeren Sinn vorbehalten. Politische Debatten und kulturverständigende Praktiken gehören zu einem ganz anderen Genre. Was im innerakademischen Diskurs erlaubt, sogar geboten ist, ist in anderen Bereichen undenkbar und umgekehrt wird auch die wissenschaftliche Diskussion nicht besser, wenn man sie mit außerakademischen Interessen befrachtet. Die Vermischung der Gattungen bringt nur die Spielregeln durcheinander. 5. Interdisziplinäre Begegnungen enden – auch am Wiko – regelmäßig mit der These von den zwei Diskussionskulturen, der naturwissenschaftlichen einerseits und der geistes- und sozialwissenschaftlichen andererseits. Mag sein, dass einige Unterschiede tatsächlich entlang dieser Grenzlinie verlaufen (stehen/sitzen, frei vortragen/ablesen, mit/ohne Medienunterstützung). Andere Phänomene hingegen, die man mit der These von den zwei Kulturen zu erklären pflegt, operieren mit einem irreführenden Bild der nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen: Wenn ein geisteswissenschaftlicher Vortrag keine identifizierbare These enthält, wenn er die Verifikationsbedingungen für das Gesagte im Dunkeln lässt oder wenn eine solche Präsentation zwar allerlei Wissens- und Bedenkenswertes, jedoch kein wirkliches Forschungsprojekt entfaltet, dann hat das nichts

mit dem Unterschied zwischen den beiden Kulturen, sondern allenfalls mit einem eigenwilligen Verständnis der *humanities* zu tun.

Die Arbeit an meinem eigenen Projekt verlief etwas anders, als ich mir das vorgestellt hatte. Weil ich über das Thema schon öfters gearbeitet hatte, war ich mit der Erwartung ans Wissenschaftskolleg gekommen, ich könnte die Kommentierung der Bücher *Metaphysik Z* und *H* einfach so „runtertippen“. Beim Übersetzen der relevanten Texte erwies sich vieles dann doch als problematischer. Außerdem rückte für mich, nicht zuletzt durch die enge Zusammenarbeit mit Christoph Horn, immer mehr die Frage nach einem Zusammenhang zwischen den verschiedenen Teilen der *Metaphysik* in den Mittelpunkt. Dies alles führte schon in den ersten Wochen dazu, dass ich einige der Interpretationsannahmen, mit denen ich begonnen hatte, als unbefriedigend empfand. Ich verlegte mich deshalb zunächst aufs Übersetzen und die Erörterung von Detailproblemen. Erst allmählich und dank mehrerer Vorträge, zu denen ich mich verpflichtet hatte, fand ich einen Interpretationsrahmen, von dem ich jetzt denke, dass er erlaubt, möglichst viele Teile der *Metaphysik* zu integrieren. Dass wir in dieser Phase, von der Möglichkeit Gebrauch machen konnten, Kollegen als Fellow-Gäste ans Wissenschaftskolleg einzuladen, war eine unschätzbare Hilfe. Überhaupt gehörten die langen Diskussion, die wir mit unseren Gästen André Laks und Alan Code führen konnten, zu den schönsten Erfahrungen des letzten Jahres.